

# Mitteilungen des Frankenbundes

Beleitet von Dr. Peter Schneider, Würzburg, Waltherstraße 1.

Verlegt vom Verlag „Der Bund“, Nürnberg.

Bezug der Mitteilungen:

Gegen Einsendung von Mk. 300.— auf das Postscheckkonto 16349 Amt Nürnberg des Verlag „Der Bund“ Nürnberg werden die Mitteilungen regelmäßig monatlich durch die Post zugestellt. Jeder Bezieher ist somit gleich Mitglied des Frankenbundes.

Heft 4/5

Mai/Juni

1923

## Bundestag in Nürnberg

am 14. Juli 1923

Da der Obmann der Gruppe Nürnberg, Studienrat Franz Schmidt, zurückgetreten ist, sind die Anmeldungen zum Besuch des Bundestages bis Montag 9. Juli an Herrn W. G. Schreckenbach, Verlag „Der Bund“ Nürnberg, Theresienplatz 5, zu richten. — Die Versammlung findet abends 8 Uhr im Künstlerhaus (gegenüber dem Hauptbahnhof) statt.

Im übrigen verweisen wir auf die Mitteilung im 3. Heft Seite 33/34.

Die Bundesleitung

## Von Polen nach Franken

Von Eduard Feifner, Lodz, jetzt in Würzburg

Als ich vor ungefähr drei Jahren mit geschürtem Bündel deutschen Reichsboden betrat — diesmal freilich notgedrungen, der neuerlichen deutschen Schicksalszeit gleich aber Tausenden von Brüdern in aller Welt ausgeliefert — da hielt ich vorerst betreten Ausschau nach einer Gegend, wohin mein heimsuchender Wanderfuß zu lenken sei. Denn einformig grau in grau lag vor mir mit einem Male das ganze weite, schöne Land, das Mutterland. In diesem Augenblick wollte sich meiner schier der Glaube bemächtigen, als habe der Auslandsdeutsche doch allmählich das gesunde Verhältnis zu seinem Ahnenlande eingebüßt. Aber diesen herben Gedanken übertönte unmittelbar ein doppelt reges Pochen in meiner Brust und ich verließ zuversichtlich, wiewohl aufs Geratewohl reichseinerwärts den märkischen Grenzort, der mir kein Luginsland zu sein vermochte.



Noch heute klingt mir's sonderbar, daß mir damals plötzlich keine klare Entscheidung gelingen wollte. Durfte ich mich doch schon seit je zu den „Kennern“ Deutschlands zählen: seine Landkarte hatte ich — so schien es mir selber — zum mindesten *s e h r g u t* im Kopfe und mehrmals schon in „guter alter Zeit“ genoß ich tunlichst im Lande meiner Ahnen Urlaubsfreuden. Allein mir ward nun beim Grenzübertritt recht „lodzerisch“ zumute, denn ein Weichseldentscher, der ich letzten Endes doch bin und bleiben muß, sieht naturgemäß zunächst immer von seinem östlichen Standpunkt aus in die Welt gen Westen.

Schlesien, Sachsen — Berlin, dessen modernes Schallwesen den Einfältigen unweigerlich in seinen Bann zu ziehen weiß, das waren bisher in der Regel unsere Reiseziele. Außerst selten wagte sich jemand weiter westwärts oder gar nach Süddeutschland, das für unsere Vorstellungen im Durchschnitt räumlich schon ganz bedenklich entrückt lag. Wie erst sollte da jemand gerade auf Franken verfallen, vermeintlich das Land ohne Industrie (lies: Webindustrie!), ohne augenfällige Verkehrsreflexe, ohne überwältigende Naturbeschaffenheit! Dem reichlich materialistisch eingestellten Lodzer schien es gleichsam ein Hinterpommern. Und ich muß leider bekennen: auch mir fiel es auf besagter Grenzscheide mit keiner Silbe in den Sinn.

Indessen war ich durch manche bekannte Gaue gekommen, aber keiner vermochte mich diesmal zu fesseln. So weidwund meine Seele auch war, rastlos strebte der Fuß weiter — noch immer planlos. Der Thüringerwald nahm mich vorübergehend auf und manche köstliche Stunde ward mir in seinem Tannenschatten zuteil: *W e i m a r*, das höchstgeweihte, und die *W a r t b u r g* durfte ich erleben! Da erklang von ungefähr ein Lied, dessen Reiz, wie ich mich erinnerte, schon seit je in meiner Seele wohnte. Fahrende Scholaren, anstatt der Wandervögel, tauchten mir in Träumen auf und der Geist Meister Scheffels lachte herzerquicklich drein.

Wohlan! Muß sehen, was es auf sich hat. Ohne Ursache geschieht nichts im Schöpfungsall, folglich quellen auch keine Lieder ohne triftigen Drang aus des Menschen Brust. Und alsbald lagen zu meinen Füßen die maindurchglänzten, bergumrahmten Auen von Bamberg bis zum Grabfeldgau.

Ist's denn glaubhaft — welche Wunder boten sich da meinen Augen! Ist es das altersgraue Bamberg allein, das mich bezaubert, und die fröhliche Straße dorthin von Koburg her, eingesäumt von blinkenden, winkenden Schlössern, Kirchen und Kapellen auf Feld und Höhen? Bahreuth, die erdumspannende Wagnerwelt, liegt ja auch in diesem Lande; Nürnberg, Rothenburg, Würzburg . . . . . rühmlichste Namen, deren Reihe sich noch beträchtlich fortsetzen ließe.

Aber keineswegs genug damit. Ein völlig *N e u e s* kommt hinzu, das meine Begeisterung zu steigern weiß. Eine ungeahnte Welt entfaltete



sich jäh vor meiner Seele! Namentlich vor mir, dem Weichseldeutschen! Das Land an sich ist vielleicht doch nur der einen oder der andern natur- und kulturreizenden Gegend gleichzustellen, deren das weite deutsche Gebiet gleichsam in allen Windrichtungen einige aufweist. Aber hier in Franken darf ich fühlen wie kaum wo anders. Verwandtschaftliche Dinge ohne Zahl grüßen mich ungestüm von allenthalben und machen mich stolz und stark. Zwar sind es keinerlei familiären Beziehungen zwischen den Deutschen im sogenannten Kongresspolen und denen im Mainlande, die meine Aufmerksamkeit beanspruchten; nein, die Väter meiner deutschen Landsleute stammen nur zum verschwindendsten Teil aus dieser Gegend, aber wesentlich andere Geschehnisse förderte mein Erinnerungsvermögen allmählich zutage. Und könnte ich das Neu entdeckte nur a l l e n meinen Landsleuten in Polen ins Herz rufen, wie es mich um des lieben Heils auf Erden willen vonnöten dünkt!

Ein Dornröschenschleier löste sich vor den Augen des nüchternen Lodzers und das alte, das mittelalterliche Nürnberg hebt sich nicht nur turmreich aus dem verflüchtigen Nebel. Mit ganzer Ergriffenheit betreten wir die denkwürdige Stadt. Ueberraschende Beziehungen bewillkommen uns. Denn hier begegnen wir vielfach Gestalten, die uns von „daheim“ her bekannt sind.

Bekannt sind? Das ist vorerst eine gewagte Behauptung. Leider verhält sich die Tatsache nicht anders, als daß der Weichseldeutsche, dessen Veranlagung zwar trotz seiner leichten materialistischen Denkungsart keineswegs unter Gleichwage zu werten ist, bislang nur mangelhafte Fähigkeiten entwickelte, völkisches Erbgut hochzuhalten, geschweige denn weit Zurückliegendes aufs neue zu erspriesslicher Gemütsnahrung aufleben zu machen. Das ist ohne Zweifel ein empfindlicher Nachteil, namentlich auch in rein kultureller Hinsicht für Deutsche, die unter fremden Völkern sich zu behaupten haben, und das Deutschtum in Polen hat, wie offenbar, ganz gewiß keinen leichten Stand.

Aber liegt diese Schwäche nicht etwa doch allgemein im Deutschtum unserer Zeit begründet? Ist es doch nachgerade keine Ungewißheit mehr, daß insbesondere das Reich in völkischen Fragen einige äußerst betrübende Jahrzehnte durchlaufen hatte, was naturgemäß nicht ohne Einfluß auf das Auslandsdeutschtum bleiben konnte. Denn dieses richtete sich mehr als zugegeben wird nach den Begebenheiten im stets und in allem als vorbildlich erachteten Mutterlande; leider wurden auch die Fehler mit gleichem Fleiß nachgeahmt. Und so mußte notwendig häufig eine Verkümmernng eintreten, die nun jedermann von Herz und Geist ebenso schmerzlich empfindet, wie das gesamte Unglück, das unterschiedlos alle Deutschen am Erdenrund zu tragen haben.

Aber wir können uns diesmal nicht zu tief in derlei Betrachtungen verlieren. Wir befinden uns zu anderm Zweck in der alten Reichsstadt.



Indem wir durch verdämmerte Gassen schreiten, grüßen wir bald nach rechts, bald nach links: hier tritt uns Meister B i s c h e r, dort Meister S t o ß entgegen; Peter F l ö t n e r, Hans P l e h d e n w u r f f und vor allem Hans S u e ß von K u l m b a c h wollen auch nicht unangesprochen bleiben. Was sagen uns gerade diese Namen so Besonderes?

Sie sprechen zum Freunde aus dem Weichselosten. Meine Gedanken fliegen zur Stunde pfeilgeschwind hinüber und herüber, nach Polen und wieder zurück nach Franken. Unablässig so. Denn ich muß der Zeit gedenken, wo zwischen Deutschland und Polen ein ungleich besseres Einvernehmen bestand als heutzutage und wo es darum eine Lust gewesen sein muß, dem kulturellen Wechselspiel beider Völkerschaften zu folgen. Welches rege, schenkselige Hinüber und Herüber so vieler ausgezeichneten Geister, wie sie namentlich das ausgehende Mittelalter, vorzugsweise von Nürnberg aus, uneigennützigst an den polnischen Osten abgab! Krakau erreichte damals, lediglich dank der Kräfte, die von Franken herüberkamen, seine höchste Blüte und ward folglich, gleich dem es bemutternden Nürnberg in Deutschland, das „Aug' und Ohr“ im Polenlande. In mehr als einem Falle war es sogar dem „Nürnberg an der Weichsel“ vergönnt, die besten Leistungen der in seinen Mauern stets zahlreich anwesenden deutschen Künstler für sich zu gewinnen, erinnert sei nur an das hervorragende Altarwerk von Veit Stöß in der dortigen Marienkirche und Hans von Kulmbachs ausgezeichnete Bilderreihe in derselben Kirche, das Beste überhaupt, wie in Fachkreisen einhellig das Urteil lautet, was dieser gefühlvolle Maler und begabteste Schüler Dürers hervorgebracht hat.

Sollen weitere Frankennamen genannt werden, deren Träger dem fremden Ostvolke ihre Gaben geweiht haben? Schier unübersehbar ist deren Reihe. Die bloße Aufzählung derselben bedeutet freilich nichts, und dennoch vermögen oftmals einzelne Namen recht anschaulich zu sprechen. Ich hebe nur den Namen D ü r e r vor. Und wenn es sich auch nicht nachweisen läßt, daß der deutsche Altmeister je die sarmatische Ferne betreten habe, wie es allerdings polnischerseits, vielleicht mit einigem einleuchtenden Grund, angenommen wird, so ist es doch immerhin bemerkenswert, daß seine Brüder, A n d r e a s, der Goldschmied, und H a n s, der Maler, am polnischen Königshofe höchstes Ansehen genossen. Dies ist umso auffallender, weil zu der Zeit die Renaissance bereits ihre Alleinherrschaft in Krakau begründet hatte und italienische Meister jetzt ebenso lebhaft ins Land gezogen kamen, wie ehemals die Deutschen, die man nunmehr aber auch aus politischen Gründen zurückzusetzen begann. Nach jahrelanger fruchtbarer Tätigkeit starb Hans Dürer dortselbst.

Aber nicht diese Zeit allein ist zu beachten für das gedeihliche Nebeneinanderleben der beiden Nachbarvölker. Um im begonnenen Sinne fort-



zufahren, dürfen wir einen Schritt in die noch grauere Vergangenheit machen. Da stoßen wir auf den großen Pommernapostel Bischof Otto von Bamberg, der in seiner geistlichen Frühzeit gar vielvermögender Kaplan am Krafauer Hofe des Polenherzogs Ladislaus Hermann war und der dann zeitlebens die erspriesslichsten Beziehungen zu Polen unterhielt. — Ein Sprung nach vorn hingegen läßt uns wieder das Kunstgebiet betreten. Wir begegnen in Nürnberg dem trefflichsten deutschen Bildnismaler der Barockzeit: Johann Rupeřky. Ein Deutscher! Oder dürfen ihn die Polen doch etwa für sich in Anspruch nehmen? Ohne Zweifel liegt hier der Fall ähnlich wie beim Streite um die völkische Zugehörigkeit des Beit Stoß, den sowohl die Deutschen wie die Polen als den unbedingt Ihrigen betrachten.

Ich weiß nicht, warum man noch zögert, heutige bewährte Gesichtspunkte auch auf zurückliegende Fälle politischer Art einzunehmen. Manche Klarheit ließe sich gewiß erzielen und die Wechselbeziehungen der Parteien würden keineswegs darunter zu leiden haben. Es ist mithin angemessen, Beit Stoß allerdings als einen Sohn der polnischen Erde, nicht aber auch als polnischen Blutes zu erachten. Er war Auslandsdeutscher im reinsten Sinne des Begriffs, — Weichseldeutscher. Rupeřky hingegen wird dann, gemäß der Stammesart seines Vaters, Auslandspole, und wenn die Nachschlagebücher ihn noch so beharrlich zum Ungarn stempeln wollen, weil er, indes aber bloß zufällig, in der Nähe von Preßburg geboren wurde. Als ob das Geburtsland dem Menschen die Volksart einzuflößen vermöchte! Heute unterscheidet man deutlicher in solchen Dingen. Aber offenbar ist es, daß in früheren Zeiten das Völkische wesentlich schwächer als in unsern Tagen sich durchsetzte, wenn es galt, der reinen Kultur zu dienen. Zahlreiche Beispiele gibt es, wo polnische Künstler auf deutschem Boden sich nicht nur heimisch fühlten, sondern hier erst eigentlich ihre Berufung zu erfüllen vermochten. Umgekehrt ist es nicht minder der Fall, wenn wir ganz gerecht bleiben wollen.

Nun wenden wir uns einigen andern Gestalten zu, die weiterhin mein Heimatland mit dem Frankengau verbinden. Wir kommen der neueren Zeit näher. G. T. A. Hoffmann, der Ostpreuße in Bamberg, steht vor uns. Aber ehe er hierher gelangte, war er mehrere Jahre hindurch mein Landsmann, ansässig in Plozk und Warschau, wo er einst im neu-erworbenen Gebiete preußische Dienste verrichtete. Ein deutsches Unglück, ähnlich dem gegenwärtigen, zwang ihn, gen Westen zu ziehen, Bamberg nahm ihn auf, wo er das vollendete, was meiner Heimat hätte zugute kommen können. Indessen hinterblieb bei uns drüben keinerlei Spur von dem bedeutenden Romantiker, er ging und wir Ostfiedler, die mit ihm ins Land gekommen waren, dem deutschen Volke neue Gaue zu erschließen, blieben, aber blieben allein und verlassen, waren der Ver-



kümmern und der Willkür rauher Fremdvölker preisgegeben und haben bis heutigen Tags keinen Dichter hervorgebracht.

Aber nicht ganz so unfruchtbar, wie es den Anschein hat, verlief das Jahrhundert unserer Geschichte in Polen. Einige namhafte Künstler schenken wir immerhin der Kultur. Eine Gestalt davon hilft uns besonders wieder die Brücke nach Franken schlagen. Nach Bayreuth wenden wir uns diesmal. Richard Wagners großes Nibelungenwerk will sich endlich der Welt offenbaren. Nur die erprobtesten Kräfte waren dem Meister gut genug zur Mithilfe. Zähne ging er bei der Wahl derselben vor. Seine Bühnengestalten einzuleiden war gewiß eine Hauptsache. Er wurde aufmerksam auf den früher in Weimar am Großherzoglichen Theater und in der Kunstschule im Kostümfach tätig gewesenen Historienmaler Professor Karl Emil Doepler, nachmals der Ältere zubenannt. Dieser übernahm tatkräftig die schwierige Arbeit. Mehr als 500 Figurinen mußten entworfen werden in verhältnismäßig kurzer Frist. Aber die Tat ward vollbracht. Im Sommer 1876 ging das gewaltige Wagnerwerk in der Doeplerschen Ausstattung im Festspielhause oberhalb von Bayreuth in Szene. Zum erstenmal boten sich germanische Sagen- und Göttergestalten der Bühne in glaubwürdiger Tracht der Öffentlichkeit dar. Das war gewiß eine Leistung, denn es gab da keinerlei Anlehn an etwa bestehende Vorbilder. Und nicht eine Wiederholung irgendeines Kleidungsstückes oder auch nur Schmuckteils trat auf. Mithin wollte die erste Nibelungenaufführung auch in kostümlicher Hinsicht gerühmt sein. Die Nachkritik urteilt allerdings weniger günstig über die Doeplerschen Gewänder. Das ist so üblich, soll uns aber nicht anfechten. Unsere Verpflichtung sei es nicht, zu prüfen, in welchem Maße Doepler die Aufgabe gelöst hat, oder mit welchem Recht die Kritik ihm das verargen muß, daß er mit seiner Kunst ein Kind seiner Zeit war. Für uns gilt lediglich die Feststellung, daß der berufene Kostümschöpfer im Bayreuther Festjahr 1876 ein Sohn Warschaus war. Somit ein Auslandsdeutscher, wie wir heute zu sagen pflegen, und vor allem ein Landsmann des Schreibers dieser Zeilen, der ihn mit Stolz und dem Bewußtsein genannt hat, daß wir verschlagenen Deutschen des Weichselgebiets doch nicht in jeder Beziehung bloß die Nehmenden vom Mutterlande sind. —

Mit dem Gesagten glaube ich zur Genüge erhellt zu haben, wie meine ungewöhnliche Begeisterung für Franken entstehen konnte und welches die „verwandtschaftlichen Dinge“ sind, die mich, den fremd ins Land gekommenen Weichseldeutschen, heimisch anmuteten. Es ist klar, daß ich nun nicht ruhen darf, meinen Landsleuten zuzurufen, welche Anknüpfungspunkte — nach meinem Ermessen — ihr geistiges Begehren verheißungsvoll zu wählen habe. Früher oder später wird unter den Deutschen drüben im Ostlande das allgemeine Erwachen eintreten, wie es in den Köpfen



und Herzen einzelner bereits gärt, ja immer gegärt hat. Man wird begreiflich zunächst die Kunstschätze im nächstliegenden Bereich, also in Polen selbst, das — freilich kommt nicht nur das allerdings ausnehmend begnadete Krakau in Frage — namentlich von solchen nürnbergisch-deutschen Ursprungs überliefert ist, suchen und „entdecken“ und erst in der Folge den natürlichen Weg in das Land finden, das gleichsam als die Wiege der polnischen Kunst zu erachten ist, dabei auch wahrhaftig in jeder modernen Beziehung auf seine Rechnung kommen.

Es läßt sich also folgerichtig sowohl der ernsteste kulturelle als auch völlige Gewinn voraussetzen — niemand zuleide, aber jedem, der nichts Arges darin zu erblicken trachtet, zur Freude. Den Polen, die uns heute so verblendet übelwollen, gilt gleichermaßen dies Wort. Wollten sie nur dessen eingedenk werden, was den Ruhm ihrer Kunst, Kultur und Wissenschaft überhaupt ausmacht! Mit höchstem Stolz nennen sie ihr Krakau und kein Kunstdenkmal dieser altheiligen Königsstadt möchten sie missen, und sei es noch so deutsch seinem inneren Wesen nach! Solches wird nunmehr gar mit allem Eifer geleugnet. Ja man versteigt sich gern dahin, jedem in ihrem Lande tätig gewesenen Fremden von öffentlicher Bedeutung Ungleichungsneigung nachzuweisen, auch wenn eine solche niemals bestanden haben mochte. Nun, das deutsche Volk hat im Laufe der Jahrhunderte Unermeßliches an Polen getan — warum will man das nun nicht im versöhnlichen Sinne gelten lassen! Aber wir brechen diese tröstlosen Fragen ab und wollen uns mit redlicher Aufmerksamkeit unsern bedrängten Volksgenossen im Lande der übermütigen Polen widmen, die nach unserm brüderlichen Beistand ausschauen, und schließlich trotz alledem, auf diesem Umwege die gute Hoffnung aufkeimen machen, daß jenen vielleicht von einer höheren Ordnung die Rolle zugedacht ist, allmählich den Weg zur Pilgerung der Polen in das Land ihres heutigen Abscheues wieder zu ebnen, das im Grunde niemals die schändliche Gabe befundete, ihnen feind zu sein. Und kommt ein solcher Tag — wir wollen und dürfen ihn nicht unvernünftig hintertreiben! — so wird auch ein Nürnberg in deutschen Landen mit reicher Spende wieder da sein, uneigennützig und weltoffen, wie es immer war und wie es deutscher Art geziemt! Vorerst aber gilt's, an unsere eigene Genesung zu denken!

## Drei heilige Berge des Frankenlandes

### 2. Der Staffelberg

Immer muß ich an Cranach denken, wenn ich — von Bierzeihenheiligen kommend — den Staffelberg breit gestreckt am Ende des windigen Höhenweges erblicke. In solch eindrucksvoller Kargheit erblickten die altdeutschen Maler die Natur. Dieser Berg ist das Urbild ihrer Landschaftsempfindung.